

Spätantike zu frühem Mittelalter [...] kein einzelner Schlüsselbegriff von Erbe oder eine spezifische Erbe-Idee, sondern eine disparate Erbesemantik“ (S. 182) verbirgt. Ob *hereditas* nun ein Schlüsselbegriff für diese Zeit ist oder nicht, muß in der Tat offenbleiben – sicher hingegen ist, daß die hier vorliegende Arbeit keine Schlüsseluntersuchung ist. Eine saubere begriffsgeschichtliche Analyse wäre vielleicht nicht so innovativ, letztlich aber wohl die bessere Wahl gewesen. Nur am Rande sei angemerkt, daß der Verzicht auf jegliche Indices auch nicht gerade eine leserfreundliche Entscheidung darstellt. R. Z.

Gerd ALTHOFF / Christel MEIER, *Ironie im Mittelalter. Hermeneutik – Dichtung – Politik*, Darmstadt 2011, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 240 S., Abb., ISBN 978-3-534-21624-6, EUR 39,90. – Ironie gehört ohne Frage zum Grundbesteck menschlicher Kommunikationsformen. Das weiß ein jeder, und schon Augustinus hat formuliert: *Et quis talia non dicit indoctus nec omnino sciens, qui sint vel quid vocentur hi tropi?* (S. 35 Anm. 22). Damit sind zugleich die zwei Ebenen angesprochen, auf denen sich Ironie abspielt: die rhetorisch-literarisch-schriftliche und eben die alltagssprachliche, der gelehrte Rhetorikerweisen in der Regel natürlich fremd sind. Beiden Ebenen geht das vorliegende Buch nach: M. widmet sich in den Abschnitten II–IV und IX–X der ersten, A. in den Kapiteln V–VIII der zweiten, Einleitung und Resümee stellen sich als Gemeinschaftsprodukt dar. Ohne das MA zur *aetas aurea* der Ironie (nur schwer abzugrenzen und in steter Gemengelage mit Spott, Hohn, Witz und Sarkasmus) erklären zu wollen: Die auf dem Umschlagtext (und in der Einleitung) artikulierten Zweifel, „ob das Mittelalter zur Ironie fähig war“, sind ganz und gar gegenstandslos; es war – wie auch sonst? – ironiefähig, und das nicht zu knapp. Die literarisch-rhetorische Lehre der Antike wurde, so zeigt M. in den ersten Abschnitten, weitgehend durch Donatus und dann über Isidor von Sevilla und Beda vermittelt, sie findet sich in vielfältigen Formen auch in der Kommentarliteratur, die Bibel eingeschlossen, und nicht jedermann dürften die besonders von Rupert von Deutz gepflegten „Ironien der Heilsgeschichte“ (Kap. IV, S. 39–58) geläufig sein. A. geht den vornehmlich in der Historiographie faßbaren Zeugnissen der mündlichen Kommunikation nach. Hier findet sich ein wahres Potpourri von meist amüsanten, oft spontan nachvollziehbaren, manchmal erläuterungsbedürftigen und bisweilen auch etwas befremdlichen Quellenstellen (ob Gregor VII. wohl die „ironische Dimension“ seiner letzten Worte – wenn er sie denn je so getan hat – bewußt war? S. 116). Die in allen Schattierungen auftretenden Formen der Ironie analysiert A. unter verschiedenen Gesichtspunkten, um sich in drei abschließenden Kapiteln der „Autorironie“ (S. 91–104), der „Ironie in Briefen“ (S. 105–122; hier spielt das Zeitalter des Investiturestreits eine dominante Rolle) und der „Ironie im Kloster“ (S. 123–150; vorzügliche Quellen: Ratpert und Ekkehard IV. vom Ironiezentrum St. Gallen) zu widmen. – „Ironieaffine Gattungen“ der Literatur wiederum sind das Thema der folgenden Kapitel, an erster Stelle der wohlbekannte und vielgelesene ‚Occultus Erfordensis‘ des Nikolaus von Bibra („geradezu ein Paradezeugnis für Ironie im Mittelalter“, S. 155) und dessen Quelle in Gestalt von Heinrich von Würzburg und seinem Gedicht ‚De statu Curie Romane‘, dann das ‚Tierepos‘, ohnehin als „unernste Gattung“ konzipiert und eindrucklich vorgeführt anhand des ‚Speculum Stultorum‘ von